



Bild: Hanspeter Schiess

«Ich mache Lesewerkzeuge»

Der St. Galler Designer Jost Hochuli dokumentiert in einer Ausstellung *50 Jahre Buchgestaltung in St. Gallen*. Zu sehen ist sie nächste Woche an der Buchmesse in Genf, im Juni in St. Gallen. Ein Gespräch über schöne Bücher und die Behauptung von der Buchstadt.

Wie kommt Ihnen das vor, dass Sie als Aushängeschild des Kantons St. Gallen in der Genfer Ausstellung im Mittelpunkt stehen?

Jost Hochuli: Komisch. Ich bin in St. Gallen nie richtig angenommen worden, ausser bei ein paar wenigen wie zum Beispiel der Verlagsgemeinschaft VGS. Meine Arbeit ist in England, Deutschland und Holland besser bekannt als hier.

Ist es denn eine Genugtuung, dass man Sie jetzt ausstellt?

Hochuli: Das ist keine Ausstellung meiner Arbeiten. Es liegen meine Bücher neben denjenigen meiner Freunde Hostettler und Koller und neben den Büchern meiner Schüler und anderer Kollegen. Einzelausstellungen hatte ich an verschiedenen Orten in Deutschland, Polen, Schottland und England. Letztere ist dann vor etwa 10 Jahren schliesslich auch noch in St. Gallen gezeigt worden.

Sehen Sie sich als Teil einer St. Galler Tradition von Buchgestaltung?

Hochuli: Ja, schon. Aber die Tradition, der ich mich verpflichtet fühle, geht nicht weiter zurück als bis in die 1950er-Jahre. Was in der Stiftsbibliothek und in der vadianischen Sammlung liegt, ist wunderschön, aber es hat nichts mit meiner Arbeit zu tun. Die St. Galler Tradition der Buchgestaltung – so, wie man sie heute begreift – beginnt für mich bei Rudolf Hostettler und Max Koller.

Was zeichnet St. Gallen aus?

Hochuli: In der Publikation «Buchgestaltung in St. Gallen» sagt einer meiner Schüler, es gebe einen St. Galler Stil, ein anderer verneint dies. Max Koller und ich hätten sie zwar das Basiswissen der Typographie gelehrt, ihnen sozusagen die Bausteine gegeben – sonst aber den persönlichen Ausdruck gefördert. Robin Kinross, der Londoner Typographietheoretiker und Verleger, meinte allerdings, als er den Flyer zur Genfer Ausstellung sah, er würde in den wenigen dort abgebildeten Arbeiten von Hostettler bis zu meinen Schülern schon Gemeinsames finden. (Was allerdings, hat er nicht gesagt.) Typisch scheint mir jedoch, dass wir hier keine rigiden Dogmen gepflegt haben: Schon Hostettler hat neben asymmetrischer Typographie immer hervorragende Mittelachsentypografie gemacht. Er hat sich getraut, für bestimmte Inhalte zu den entsprechenden Mitteln zu greifen. Das hat mich früh beeinflusst.

Sie zeigen in «Buchgestaltung in St. Gallen» als jüngstes Beispiel eine Broschur von Beni Bischof, einem jungen wilden Zeichner. Sie selber scheinen das Klassische, Ruhige zu bevorzugen.

Hochuli: Mir gefällt, was Bischof macht, aber ich selbst bearbeite konkrete Aufträge – Texte, die gelesen sein wollen. Das verlangt formale Disziplin. Zum Ausgleich habe ich die Typotron-Hefte gemacht und die Edition Ostschweiz, die sind alle spielerischer.

In den neusten Tendenzen der internationalen Buchgestaltung stelle ich eine gewisse Rückbesinnung auf das Einfache fest. Das hat grundsätzlich nichts mit Stil zu tun. Mir jedenfalls geht es nicht um einen Stil, mir geht es darum, eine der Aufgabe entsprechende Form zu finden.

Sind Sie ein Künstler, ein Handwerker oder ein Dienstleister?

Hochuli: Früher habe ich gesagt, ich sei ein Handwerker. Aber heute macht man ja nicht mehr so viel von Hand. Ich bin Designer.

Obwohl das Wort diesen trendigen Beigeschmack hat?

Hochuli: Davon distanziere ich mich. Ich habe ein angelsächsisches Verständnis des Worts Design: Das heisst analysieren, planen und in die Form bringen. Ein Künstler bin ich schon gar nicht. Ich mache Gebrauchsgegenstände, Lesewerkzeuge. Wenn ein Gegenstand funktionell richtig ist, dann empfindet man ihn oft auch als schön.

Kann man einen schlechten Inhalt zu einem schönen Buch machen?

Hochuli: Das nennt man dann bibliophil... Ich musste zum Glück nur ganz wenige Bücher machen, mit denen ich inhaltlich nicht so viel anfangen konnte. Dagegen waren viele Wunschprojekte, vor allem die von mir selbst herausgegebenen der Reihe Typotron und Edition Ostschweiz. Die «Sitterkiesel» oder das «Herbstlaub» waren – unter anderen – solche Wunschprojekte. Und jetzt mache ich mit Richard Butz ein Heft über Visionäre und Utopisten in der Ostschweiz.

Haben Sie aus all den Jahren auch ein bestes, ein gelungenstes Buch?

Hochuli: Das ist so eine Sache! Ich fände bei jedem etwas, das man noch besser machen könnte. Was würde ich aus dem Feuer retten? Ein paar Bände der Edition Ostschweiz und das eine oder andere Typotron-Heft.

Sie waren 25 Jahre lang Präsident der Verlagsgemeinschaft St. Gallen. Welche Rolle spielt ein lokaler Verlag in einer Stadt, die sich «Buchstadt» nennen will?

Hochuli: Die VGS ist ein Kleinstverlag und ist noch der grösste am Ort. Es steht in den Statuten, dass wir schwerpunktmässig Lokales und Regionales publizieren. Angefangen hat alles mit einer Dokumentation des alten Gaswerks im Rietli mit Fotos von Herbert Maeder im Auftrag der Stadt. Es folgten Bücher über Brunnen, Gassen, den Wildpark, es fand sich eine Gemeinschaft zusammen – und 1979 haben wir die Verlagsgemeinschaft St. Gallen als Genossenschaft auf eine rechtliche Basis gestellt. Wir haben dabei an einen Ersatz für den Tschudy-Verlag gedacht, der nach dem Tod von Henry Tschudy 1961 langsam eingegangen war.

In St. Gallen hat es immer nur kleine Verlage gegeben: Die Leobuchhandlung und die Vadian-Buchhandlung machten Bücher, die Fehr'sche natürlich, es gab den Ophir-Verlag, und heute gibt es Vexer und Sabon. Zollikofer, wo ich gelernt habe, war in erster Linie ein Zeitschriftenverlag und erlangte Reputation mit den «Schweizer Graphischen Mitteilungen». Ihre Nachfolgerin, die «Typographischen Monatsblätter», waren von 1951 bis 1981, als Rudolf Hostettler ihr Hauptredaktor war, sogar weltweit führend. Hostettler hat, nach einem Wort von Robin Kinross, den Namen St. Gallen auf die typographische Landkarte gesetzt.

Wo steht denn die VGS heute?

Hochuli: Es geht ihr gut, man darf einfach nicht in die Kasse schauen. Wir haben uns personell laufend verändert und jüngere Kräfte in den Vorstand geholt. Nur wenn der Altersdurchschnitt nicht zu hoch ist, bleibt der Verlag lebendig. Wenn Junge nachkommen, gibt es auch neue Ideen. Ich bin sehr froh, dass Doris Überschlag mich als Präsidentin abgelöst hat. Die Buchgestaltung war das eine, aber daneben gab es viel zu tun im Verkehr mit den Autorinnen und Autoren, mit der Administration und der Finanzierung der Bücher. Trotzdem: Das waren 25 Jahre einer schönen Freundschaft und Zusammenarbeit.

Hat die VGS viele eigene Projekte angerissen oder sind Ihnen die meisten Manuskripte angeboten worden ist?

Hochuli: Wir haben ein paar Projekte selber initiiert, aber der grössere Teil ist uns angetragen worden. Wobei wir vieles abgelehnt haben. Mir fiel dann die unangenehme Aufgabe zu, die Entscheidung mitzuteilen. Mit der Konsequenz, dass mich manche Leute nicht mehr grüssen.

Ist St. Gallen eine Buchstadt?

Hochuli: St. Gallen hat einiges zu bieten, was andere Städte nicht haben: Nicht nur die Stiftsbibliothek, auch in der Vadiana liegen Kostbarkeiten, die einen Ausstellungssaal verdienen. Und jetzt ist noch das Bucharchiv dazugekommen. St. Gallen müsste jedoch zuerst einmal selber daran glauben, eine Buchstadt zu sein und etwas dafür tun. Zum Beispiel eine anständige Bibliothek hinstellen.

Wenn man St. Gallen als Buchstadt behauptet, bräuchte es auch eine entsprechende Ausbildungsmöglichkeit. Wo steht die Schule für Gestaltung im Vergleich zu anderen Städten?

Hochuli: Da steht einiges nicht zum besten. Seit der Kanton sie übernommen hat, ist die Schule nicht mehr, was sie einmal war. St. Gallen hat sich aus Kostengründen gegen eine Fachhochschule im gestalterischen Bereich entschieden und schickt die Studierenden nach Zürich. In der Weiterbildung bei den visuellen Gestaltern und bei den typographischen Gestaltern haben die Leiter resigniert – nicht grundlos. Zudem werden Lektionen abgebaut, aber das Schulgeld ist trotzdem asozial hoch. Man müsste die Schule stärker positionieren, dann entstände rundum auch ein kreatives Umfeld. So wie in Vorarlberg jetzt im Sog der Architekten auch die Grafiker vorwärts machen. Aber in St. Gallen werden die Millionen lieber in die Universität investiert. Die Berufsausbildung, die genauso wichtig ist, wird vernachlässigt. Das ist – auch im Hinblick auf den Arbeitsplatz – nicht weitsichtig.

Sie werden im Juni 75, haben Sie als Pensionierter endlich mehr Zeit zum Lesen?

Hochuli: Im Moment gerade nicht. Die Arbeiten für Genf und das Buchprojekt mit Richard Butz und weitere Buchpläne halten mich auf Trab. Es ist zwar schon ein bisschen ruhiger geworden. Aber neben meiner gestalterischen Arbeit bekomme ich immer noch viele Einladungen, an internationalen Kongressen zu sprechen und Seminare zu halten, und es kommen viele Anfragen von ausländischen Studentinnen und Studenten.

Und das Lesen? Normalerweise arbeite ich bis neun Uhr abends, dann aber zünde ich eine Pfeife an, trinke eine Tasse Tee, einen Single Malt oder ein Glas Wein und lese. Das ist für mich Feierabend. Dafür verpasse ich anderes, bin selten an einem Konzert, im Kino, im Theater – so gesehen bin ich ein Kulturmuffel. Aber Kultur findet schliesslich auch daheim hinter einem Buch statt.

Interview: Eva Bachmann